

Nicht ohne Empörung*

Gute Musik ist Reaktion auf die Gegenwart und Utopie zugleich.

¹ Joachim Bauer, *Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt*, München: Blessing 2011.

Kunst ist der Notschrei jener, die an sich das Schicksal der Menschheit erleben.« Auf diesen Satz von Arnold Schönberg verweist der erste Teil meines Mottos. Er trifft aber nicht nur auf die Kompositionen des 20. Jahrhunderts zu. Die Musik früherer Zeiten wird uns allzu oft als Konsumartikel verkauft («Lehnen Sie sich zurück und genießen Sie ...«), obwohl sie das Ergebnis geistiger Anspannung ist, ja, sogar Ausdruck des Versuchs, sich von seelischen Schmerzen zu befreien. Diese beschränken sich keineswegs auf den privaten Bereich, sondern verweisen auf Zustände, welche der Künstler nicht allein verändern kann. Seit Mozarts *Hochzeit des Figaro* nehmen denn auch die direkten Reaktionen auf politische Verhältnisse zu: Man denke nur an Beethovens *Fidelio* oder an das *Marseillaise*-Zitat in Schumanns *Faschingsschwank aus Wien*. Den *Figaro*-Stoff mit blutigem Ernst statt des listigen Vorgehens bei Beaumarchais bietet Eugen d'Albert in seiner musikalisch durchaus tragfähigen Oper *Tiefland* (1903). Als Vorahnung des 1. Weltkriegs empfinde ich die 6. Sinfonie von Gustav Mahler. »Die Klassiker sind im Krieg gestorben«, sagt Bertolt Brecht. Ich möchte hinzufügen, dass auch die Erfordernisse in meiner Familiengeschichte ihren Anfang nahmen, als mein Großvater 1916 auf dem Schlachtfeld starb. Mit überheblichen Kriegsliedern hatte es begonnen, und es endete mit den expressionistischen Klagerufen zum Kriegsende und bis in die 20er Jahre hinein. Die Verzweiflung schloss jedoch auch den Zweifel an der Richtigkeit einer Weltordnung ein, in der eine solche Katastrophe möglich wurde.

2

Aus Verzweiflung und Zweifel erwachsen das tiefe Bedürfnis nach Veränderung und die Suche nach Wegen zu dieser. Wo aber wäre ein Ziel? *Kein Ort. Nirgends* – der Titel von Christa Wolfs Erzählung beleuchtet eine Befindlichkeit, in die besonders Künstler immer wieder hineingeraten. Den vermeintlich größten Erfolg verspricht dann das Träumen von Gegenden, die man nicht genau beschreiben kann, sei es nun ein unbekannter Planet oder der Himmel eines mit vagen Vorstellungen verknüpften Gottes. Ich will nicht bestreiten, dass ein solches Hineindenken in »bessere

22 Welten« wirksame Lebenshilfe sein kann. Es

hat aber wesentliche Nachteile: Selbst im günstigsten Falle bliebe die hässliche Realität immer die gleiche. Doch musste die Menschheit mit dem Zweiten Weltkrieg eine Katastrophe von wiederum ungeahntem Ausmaß erleben, die es noch dringender machte, die Wirklichkeit zu verändern, statt nur an ihr vorbeizureflekieren. An warnenden Stimmen hatte es nicht gefehlt: von Heine («Wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.») bis zu Brechts *Ein Pferd klagt an*: »So helft ihnen [den Menschen], doch [...], sonst passiert euch etwas, das ihr nicht für möglich haltet.« Für einige Jahre hieß es nun nicht nur: »Nie wieder Krieg!«, sondern auch: »Keine neuen Waffen!« Das schien erreichbar, von Menschen ohne Hilfe anderer Mächte zu bewerkstelligen. (Dass der zur gegenteiligen Behauptung herangezogene »Aggressionstrieb« den Menschen nicht eigen ist, hat Joachim Bauer in seinem Buch *Schmerzgrenze*¹ eindrucksvoll nachgewiesen.) Zwar ist kein Weltfrieden geschaffen worden, doch ist uns immerhin der Welt-Atomkrieg erspart geblieben. Darin sehe ich das Beispiel dafür, dass eine aus tiefem Leid geborene Bewegung einiges bewirken kann.

3

Jetzt ergibt sich natürlich die Frage, was Utopie in der Musik bedeutet. So etwas wie Friedenslieder will ich, obwohl manche eine gute Rolle gespielt haben, beiseite lassen. Zu zeigen wäre, was die Musik selbst, ohne Abhängigkeit von anderen Künsten, an utopischem Potenzial enthält. Es müsste sich einerseits, dem Wortsinne gemäß, um ein »Nirgendwo«, jedenfalls um ein noch nicht betretenes Gebiet, handeln, andererseits beruhen Darstellungen einer idealen Gesellschaft nicht selten auf Berichten über Naturvölker ohne Geld und Privateigentum.

Eine »Utopie nach hinten«, wie das genannt worden ist, habe auch ich zu bieten. Gibt es doch in der Tradition vieler afrikanischer Länder etwas, das durchaus als Modell für ein ausgewogenes Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gelten kann: Es sind die polyrhythmischen Strukturen der Trommelmusik, welche – bei Bindung an einen gemeinsamen Puls – den einzelnen Spielern eine Unabhängigkeit verschaffen, wie sie selbst in Palestrinas oder Bachs Polyphonie kaum entsteht, weil die Stimmen durch die Harmonik stärker »zusammengeklebt« werden. Außerdem ergibt sich durch die enorme Schnelligkeit, mit der die Pulse aufeinanderfolgen, eine viel häufigere Bekräftigung des Verhältnisses von Bindung und Unabhängigkeit. Nun kann man aber diese uralte Tradition nicht einfach auf heutige europäische Verhältnisse

* Stéfane Hessel, *Empört euch!* Ullstein Verlag 2011 und: ders., *An die Empörten dieser Erde! Vom Protest zum Handeln*, Aufbau Verlag 2012.

übertragen. Mit einem solchen Wunsch bliebe man ausschließlich beim zweiten Teil meines Mottos. Es gäbe keine Antwort auf die Frage, wie man die Menschen dazu bringen soll, mit diesen schwierigen Übungen zu beginnen. Zum Beispiel wäre drastisch vorzuführen, wie militärisch, wie nahe am Totalitären die bei »Stars« und Politikern gleichen Bewegungen während der Pop-Konzerte sind. Reaktion auf die Gegenwart und Utopie gehören also zusammen.

4

Auch im Werk von Schönberg bestätigt sich diese Einheit. Kompromissloser als bei Mahler sind hier die Darstellung kommenden Unheils, zugleich aber die intensive Beschäftigung mit der Musik früherer Epochen und das Bemühen um eine neue Kompositionsmethode! Schönberg ist ein großes Vorbild für mich, obwohl ich die Expressivität seiner Stücke mehr schätze als die Zwölftontechnik oder gar seine Harmonielehre auf der Grundlage der meines Erachtens anachronistischen Stufentheorie. Ich meine, es bedarf einer anderen handwerklichen Basis, um das Territorium der neu zu besiedelnden musikalischen Landschaft abzustecken.

In Heft 48 dieser Zeitschrift habe ich mich zum damaligen Thema *Tonsysteme* geäußert. Als *Neue Allgemeine Musiklehre* wurde da meine Arbeit angekündigt, die mit erheblicher Verspätung zum Jahreswechsel 2013/14 unter dem endgültigen Titel *Neue Musiklehre* im Bockel Verlag erschienen ist. Dort arbeite ich heraus, dass mir die immer weiter getriebene Entwicklung von Tonbeziehungen in der europäischen Musikgeschichte zwar enorm wichtig ist, aber nicht genügen kann. In meinem Land Utopia wird wild getrommelt, und die Menschen finden ihre eigenen Rhythmen. Alle singen und spielen nach Möglichkeit mehrere Instrumente. Raffinierte Tonverbindungen sind erwünscht, denn sie lassen die besonderen Erfahrungen Europas besser weiterleben als die primitiven Kadenzten, welche sich heutzutage anschicken, die ganze Welt zu beherrschen. Ein Improvisieren mit vielfältigen musikalischen Mitteln, gespeist aber durch stetige Weiterarbeit von Komponisten! Freilich geht die Entwicklung im Moment in die genau entgegengesetzte Richtung: Die Technik hat es fertiggebracht, die ganze Erde mit Produkten zu überschwemmen, die aktives, selbstbestimmtes Musizieren durch passiv hingenommene, fremdbestimmte Berieselung ersetzen sollen. Dass dahinter nach meiner Überzeugung ein wirtschaftspolitischer Feldzug steht, will ich an dieser Stelle nur andeu-

ten. Angesichts dieser Tatsachen genügt die einfache utopische Vorstellung nicht. Es fehlt der Impuls, aus dem heraus man gezwungen ist, den Menschen in die Ohren zu schreien, dass Veränderung notwendig ist. Womit wir wieder beim anfänglichen Schönberg-Zitat sind.

5

Wenn wir über ein wünschenswertes Zusammenleben nachdenken, wird uns oft vorgehalten, dass es in der Natur Kämpfe gibt, die – aus menschlicher Sicht – grausam sind. Unterstellt wird dabei, wir wünschten uns das Paradies des Christentums, welches erst durch das »Böse« übertretbar geworden sei. Mit einer solchen Vorstellung habe ich aber gar nichts zu tun und ich meine auch, dass es bei Kunst, die ihren Namen verdient, immer um die Lösung existenzieller Probleme geht. Die afrikanische Trommelmusik bietet ein frühes Beispiel dafür. Eine so verbreitete und Jahrtausende andauernde Übung kann nicht einfach »ausgedacht« sein. Offenbar entspringt sie daraus, dass sich der Homo sapiens vom Reich der Vierbeiner zum Zweibeiner erhoben hat. Aber weit entfernt davon, sich zu überheben, versicherten sich die Afrikaner des Kontakts zu ihrer Herkunft, indem sie zu den Auflageflächen der Füße wieder die der »Vorderpfoten« hinzufügten. Ich habe mich anfänglich sehr über den Kraftgewinn gewundert, den man verspürt, wenn man diese biologisch ursprüngliche Haltung einnimmt und mit den Händen die Trommelfelle trifft, als wären sie die Mutter Erde. Da wir uns aber inzwischen viel stärker von der äußeren und inneren Natur entfernt haben, wäre auch der Weg zu meinem Utopia so weit, dass mir persönlich nur die ersten Schritte dorthin zukämen. ■